Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 62 (1982)
Heft: 9

Artikel: Kaum merkliche Veränderung : ein imaginäres Gespräch über Literatur
Autor: Pulver, Elsbeth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163939

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Elsbeth Pulver

Kaum merkliche Veränderung

Ein imaginäres Gespräch über Literatur

So weit Sie zurückdenken können, haben Sie also immer wieder gelesen? fragte der Journalist. Und ist Ihnen dabei nicht manchmal zumute, als gingen Sie am Leben, am wirklichen Leben vorbei? Mein Kollege von der literarischen Redaktion zum Beispiel, ein tüchtiger Mann, sagt immer wieder, und je älter er wird, desto eindringlicher: «Alles um mich herum ist Papier, nur Papier . . .»

Nein, antworte ich, so ist es nicht; Literatur raschelt nicht nach Papier, für mich nicht – längst wäre ich ihr sonst davongelaufen . . . Und das sollte ich nun ausführen und begründen, druckreif womöglich – und ich stottere auch etwas von Interesse und Faszination und vielleicht noch von Betroffenheit (ein wunderbares Wort, aber abgebraucht und deshalb schonungsbedürftig) –

– während meine Gedanken ihre eigenen Wege gehen, ein anderes Gespräch aufnehmen, ein inneres, vielleicht mit meinem Befrager, aber mehr noch mit mir selbst. Und ich sage (lautlos, ohne die Lippen zu bewegen): Literatur ist wohl so etwas wie ein Teil meines Lebens, wenn Sie es schon wissen wollen, eine Art Lebenselement, ja, nichts weniger als das. Aber ich meine das nicht schöngeistig und nicht verstiegen, auch wenn es so wirken mag – und deshalb sage ich es nicht laut. Jeder Satz würde weitere Sätze nach sich ziehen, die Missverständnisse aufzuklären, die sich daraus ergeben.

Es ist übrigens nicht so, wie Sie meinen (denke ich weiter, obgleich mein Gegenüber gar nichts sagt, sondern still mitstenographiert, was sich meinem Schweigen offenbar doch an Wortbrocken abgewinnen lässt), mein Leben ist nicht mit literarischen Figuren bevölkert; sie sitzen nicht an meinem Tisch, und ich sehe sie nicht die Dorfstrasse heraufkommen. Durch Rouen spaziere ich nicht Hand in Hand mit Emma Bovary, und ich fahre nicht nach Klagenfurt, weil man dort Ingeborg Bachmann näher sein könnte als anderswo. Ich frühstücke zusammen mit meiner Familie und nicht mit Anatol Stiller, und meine Freunde lasse ich mir nicht durch Buchfiguren ersetzen, keinen einzigen von ihnen. *«Das Buch – dein Freund»* – das ist

kein Satz von einem Leser, einem wirklichen, vielmehr eine hinterhältige Attacke auf ihn, ein Werbespruch, der die Ware Buch vermenschlicht, um den Käufer desto sicherer zu erwischen. Literatur als Lebenselement: Sätze und Szenen aus Büchern vermischen sich in meiner Erinnerung mit der Umgebung, in der ich sie las; *«Schilten»* zum Beispiel mit jenen dunklen Wintermorgen in den Bergen, an denen man wirklich zu fürchten anfängt, die Sonne komme nie mehr zurück. Und Worte aus den Werken von Virginia Woolf und von Marcel Proust hangen wohl noch immer in der Luft eines Parks hoch über dem Genfersee, Verse der Kaschnitz im Holunderbaum in unserem Garten – nicht sichtbar, nicht greifbar, auch für mich nicht; aber manchmal fahren sie durch mein Bewusstsein, ungerufen, ein leiser, nicht recht verständlicher Ruf an mich . . .

Obgleich ich in Gedanken weit weg bin (im Park, unter dem Holunderbaum), muss ich doch ein paar brauchbare Worte gesagt haben, denn der Journalist fragt, als ob nichts wäre:

Wie sind Sie denn dazu gekommen, sich professionell mit Literatur zu befassen, als Kritikerin eben? Wann hat das angefangen und wie?

Da erzähle ich etwas von Gymnasium und dass ich eine Dissertation über Hofmannsthal geschrieben habe, ausgerechnet über dessen Beziehung zur Literatur; dass ich lange unterrichtet habe und gerne, und nebenbei immer Kritiken geschrieben, und schliesslich –

– dabei sehe ich unsere alte Schulstube an einem Frühsommertag, in einem Schulhaus, das wirklich gelb war, wie man das von alten Schulhäusern annimmt, und ich sehe die Erstklässlerin mit dem sauber gescheitelten Haar eines Landkinds. Es fand gerade ein Lesewettbewerb statt, wohl unser erster – damals wie heute beliebt vor allem bei ehrgeizigen Lehrern und den mutmasslichen Siegern unter den Schülern, während die ewigen Verlierer, gequält lächelnd, sich noch immer nicht setzen dürfen. Da ging schon einer nach vorne, die Sätze, die es zu entziffern galt, der Lehrerin ins Ohr zu flüstern. Er hiess Seppli, daran erinnere ich mich genau; keiner der künftigen Sieger in der Schulstube, daran würde er sich noch gewöhnen müssen. Und dann wagte ich mich hervor, mit trockenen, angespannten Lippen, und nun war es richtig, die Lehrerin lobte mich, vielleicht strich sie über mein Haar. Ich war gewiss stolz; das Selbstbewusstsein stärkt man bekanntlich am besten auf Kosten der andern, gegen diese Versuchung war ich keineswegs gefeit; aber der Stolz hielt nicht an, er verflog; dauerhafter war das Gefühl, aufgenommen zu sein, einmal für immer, im Reich des Buches. Die Lehrerin, eine mächtige Person, die ich sonst fürchtete, wurde für Augenblicke zur Priesterin, welche die Initiationsriten vollzog. So wenigstens lege ich mir das heute zurecht. Und es wäre natürlich hübsch, wenn ich die Sätze von damals noch hersagen könnte – aber ich fürchte,

ich habe sie überhaupt nie verstanden; ich sah nur die Buchstaben, aufrecht und verlässlich, Wächter einer Welt, in der alles in Ordnung war.

Meine Buch-Welt ist lange in Ordnung geblieben; und Sie haben recht (sage ich zu dem, der doch gar nichts sagt), Lesen kann eine Flucht sein, ist es wohl auch bei mir manchmal gewesen; es gibt genügend Erfahrungen, die einen in die Flucht jagen können, in der Kindheit und im erwachsenen Leben. Ich muss auch gestehen, dass ich die Zeitgenossen brauchte, die mit mir lebenden Autoren, um zu begreifen (was man doch auch an den Klassikern lernen kann), dass Literatur nicht einfach jene bessere, freundlichere, friedlichere Welt enthält, die man im Leben vermisst (die Utopie, gleichsam in eine Nuss hineingezaubert), sondern die Konflikte, denen man entfliehen will, aber schärfer gezeichnet, schmerzhafter – dafür manchmal das Leben, dem sie entstammen, tiefer und menschlicher.

Sie beschäftigen sich also vor allem mit den Zeitgenossen, schaltet sich nun mein Gegenüber ein, als hätte er meine Gedanken gelesen. Fürchten Sie nicht, dabei einseitig zu werden, auf ein Nebengeleise zu geraten, so im weltliterarischen Rahmen gesehen? Schliesslich stehen die Meisterwerke zu unserer Verfügung, die bewährten, die nach Zeiten des Vergessens immer wieder auferstehen. Die Zeitgenossen dagegen sind unerprobt, vieles von dem, was Sie heute lesen und für wichtig erachten, ist morgen vergessen – stört Sie das nicht?

Da regt sich in mir so etwas wie ein Berufsstolz, so sehr ich derartiges sonst belächle. Eifrig wie eine Schülerin im Examen zähle ich auf, nenne Namen, beweise (wem eigentlich?), dass es so wenig nicht sei, was ich aus früheren Zeiten kenne und immer noch lese, auch im ausserdeutschen Bereich dies und jenes, etwa die Amerikaner . . . Was für eine Protzerei, ich kann mir selber nicht mehr zuhören, es fehlte nur noch, dass ich auf die Bücherregale hinweise, die zu nicht geringem Teil von Klassikern besetzt sind, z. B. dort drüben von der schönen, der berühmten Manesse-Bibliothek der Weltliteratur –

– und dieser Name bringt mich zur Vernunft. Ich denke an den Begründer der Reihe, Walther Meier – sein Tod wurde in diesen Tagen gemeldet. Wie gut, konnte er mein Gerede nicht hören! Das, womit ich stümperhaft prahlte, war ihm, vervielfacht, gegenwärtig; ihm war (als einem der letzten?) selbstverständlich und verfügbar, was man «Überlieferung» nennt (ein früher mit Stolz, heute mit Zögern verwendetes Wort), und als Verleger bewegte er sich nicht nur im Feld des Bewährten, sondern suchte Wege zu den weissen Flecken, die es auch in der Vergangenheit gibt. Und zu ihm rede ich jetzt, dem Toten, der immer noch lebt: in den Büchern, die er nicht geschrieben, aber herausgegeben und betreut hat, rede wiederum lautlos, und ich weiss, er wird mich verstehen:

Das Unerprobte, Ungesicherte ist es gerade, was mich an den Zeitgenossen anzieht, mich bei ihnen festhält, auch bei Werken, von denen man ahnt, sie werden zwar den Tag, aber nicht die Jahrzehnte überstehen; sie sind vielleicht eine Art Humus für Künftiges, ein Impuls, dessen Namen später keiner mehr kennt. Ich habe auch ein schönes Zitat von Robert Walser zur Hand, mich zu rechtfertigen. Unbrauchbare seien brauchbarer als Brauchbare, und Unfertige oft fertiger als Fertige, sagt er in seinem letzten Roman. Eine grossartige Korrektur des Geltenden, dieser Satz, schüchtern und kühn zugleich, Skizze einer neuen, einer utopischen Wirklichkeit. Aber ich mag Sätze von Walser eigentlich nicht als Beweis einsetzen, und schon gar nicht, um mir selber ein Alibi zu verschaffen. Deshalb versuche ich noch einmal eine Erklärung mit eigenen Worten: Es ist, wie wenn mich in meinem Umgang mit den Zeitgenossen die Frage antriebe, ob die menschliche Kreativität sich weiterhin der Sprache bedienen, sich in Sprache verwirklichen werde – eine angstvolle Frage, muss ich beifügen, obgleich die Masse der Buchproduktion täglich zu beweisen scheint, dass von einem Versiegen dieser Kreativität keine Rede sein kann.

Da fällt mir der andere ins Wort, heftig und aufgebracht, und jetzt weiss ich nicht mehr, ob er es ist, der mich angreift, oder vielleicht ich selber, der andere in mir, der mit Fragen und Bohren nicht aufhört:

Und diese Masse der Produktion jagt Ihnen nicht Angst ein, sie stört Sie wohl nicht einmal? Und das Tempo, das die Verlage einschlagen und steigern, bis die Bücher der einen Saison von denen der nächsten vom Fenster gefegt werden – während die der übernächsten schon angriffslustig warten? Und Sie übersehen gerne und grosszügig, dass Sie schreibend diesen Vorgang nur unterstützen, obgleich Sie sich frei glauben, unabhängig und ausserhalb; dass Sie mitmachen, also auch mitschuldig werden an der Überproduktion, die der Feind der Produktion ist? Schon liegen die Leseexemplare für die kommende Saison auf Ihrem Schreibtisch, ich weiss es –

Und diesmal sage ich einfach: Sie haben recht. Ich möchte manchmal die Zeit aufhalten, zum mindesten selber stehenbleiben in ihr, Abstand nehmen; aber noch gelingt es mir nicht. Wie das wäre: immer zwei Jahre, mindestens, hinter der Zeit und deren Produktion herlaufen, nein, nicht laufen, schlendern, gemächlichen Schrittes; von jenen Büchern reden und schreiben, die nicht mehr auf den Regalen der Buchhändler stehen, die gerade dabei sind, aus dem Gespräch und ins Vergessen zu fallen; von diesen reden, beharrlich und im Abseits; den Trend nicht machen und ihm nicht nachlaufen, sondern neben ihm gehen, nicht einmal gegen ihn, sondern so, als gäbe es ihn nicht. Und vielleicht tue ich es einmal, wer weiss. Denn ich muss endlich zugeben, ungern genug, dass auch ich manchmal das Rascheln des Papieres höre, das ich am Anfang verleugnet habe; ich brau-

che mir nur das Rauschen des Waldes vorzustellen, der für unsere Überproduktion täglich fällt (obgleich mir immer noch lieber ist, er falle für belletristische Bücher als für Akten, Reglemente, Werbetexte, Marschbefehle). Und vielleicht müssen wir uns allmählich daran gewöhnen, die Spuren der Kreativität, auch der verbalen, anderswo als in dicken Wälzern zu suchen, in witzigen Flugblättern zum Beispiel oder in Mauersprüchen – und wie viel Kreativität müssten wir einsetzen, um unser Zusammenleben wirklich als ein menschliches zu gestalten, als eines, in dem die Sprache die Rolle spielt, die ihr zukäme unter Menschen? Aber gerade bei diesem Unterfangen werden wir kaum auf den Beitrag der Literatur verzichten können . . .

Der andere ist froh, mich wieder beim Thema Literatur zu finden, denn da will er mich haben, und er hakt ein:

Sie reden, als wären Sie nur eine passionierte Leserin, eine aufmerksame Beobachterin der literarischen Szene. Aber Sie betätigen sich seit Jahren als Kritikerin, dazu müssen Sie stehen – und deshalb die Frage: Haben Sie überhaupt Massstäbe, die Ihnen ein Urteil erlauben?

Die Frage war zu erwarten, und Achselzucken allein genügt nicht, und so seufze ich: Ja, was man so Massstäbe nennt. Man hat sie, umschreibt sie, bildet sich etwas darauf ein – und auf einmal, vor einem neuen Buch, zerbröseln sie einem in der Hand, sie taugen nicht mehr. Das Beste, was ich zu dieser Frage gelesen habe, steht bei Hilde Domin unter dem herausfordernden Titel: *«Wozu Lyrik heute»* – ich empfehle Ihnen das Buch. Wichtiger als Massstäbe, sagt Hilde Domin, sei das Urteilsvermögen, das sich der Leser, gewiss auch der professionelle (und was anderes ist ein Kritiker?) aneignen könne, die Sensibilität, die sich verfeinern lasse im aufmerksamen Umgang mit Literatur. (*«Sensibilität ist durch Übung an Qualität steigerbar, durch vergleichendes, selektierendes, analysierendes Wissen kontrollierbar.»*) Was meine eigenen Erwartungen, die offenbar unvermeidlichen, angeht: Literatur wird mir wichtig, wenn sie etwas verändert, in Bewegung setzt, nicht gerade die Gesellschaft, so direkt geht das nicht, aber unsere Vorstellungen und Begriffe, die sich so leicht aufs Klischee reduzieren, zum Vorurteil verhärten . . .

Da fällt er mir wieder ins Wort (vielleicht hat er mein Achselzucken gesehen), und diesmal siegesgewiss:

Das tönt zwar ganz hübsch, ist aber alles andere als ein neuer Gedanke, ich kenne ihn seit Jahren. So etwa redet auch Ihr Kollege X und ebenso Frau Y – mit Verlaub zu fragen: ist das nicht selber eine Art Klischee?

Und jetzt, da aus dem Interview, dem leidigen, fast ein Gespräch geworden ist, fällt es mir nicht schwer, laut weiterzureden und recht bestimmt: So ist es leider – Sätze, die sich gegen das Klischeehafte auflehnen, können

ihrerseits zu einem Klischee erstarren, ich kann es nicht leugnen. Und morgen will ich darüber nachdenken, wie ich in Zukunft dieser Falle entgehe. Für heute aber stelle ich fest: Mit Herrn X und Frau Y zusammen befinde ich mich in guter Gesellschaft und bedaure es nicht, wenn Gedanken, die mir wichtig sind, auch von anderen geteilt werden – wie einsam wäre man sonst.

Veränderung, übrigens: sie braucht sich nicht in dramatischen Schüben zu vollziehen, nicht als ein *«Zerbrechen der Welt»* oder eine Wiedergeburt, sie kann leise vor sich gehen, unmerkbar, in Nuancen. Wie oft geschieht es, dass ein Buch mich am Anfang nicht entzückt, sondern befremdet – gerade im Befremden aber liegt der Beweis seiner Kraft und der Anfang der Veränderung. Auf einmal befremdet es nicht mehr: es überzeugt.

Zwar sagen Leser, die sogenannt einfachen wie auch die professionellen, ein Buch bestätige nur, was bereits als Erfahrung, Wissen und Ahnung in ihnen sei. Dies allein mache den Dichter aus, dass er in Worte zu fassen vermöge, was andere nur fühlten, in Gedanken bewegten. Bei allem Respekt vor den Lesern, gerade den einfachen: ich glaube, hier irren sie sich. Wer sich selbst und seine Erfahrung im Buch wiederfindet, findet vermutlich bereits einen Verwandelten, eine andere, das heisst neu begriffene Erfahrung vor. Der Leser, der wirkliche Leser ist am Ende des Buches nicht der gleiche wie am Anfang, auch wenn die Veränderung sich in winzigen Bewegungen, dem Flügelschlag einer Mücke vergleichbar, vollzieht.

Hier gelingt dem Befrager noch einmal ein Einwand – und nun bin ich fast sicher, dass es nur meine eigene, andere Stimme ist, die mich stört und stachelt:

Aber hiesse das nicht, Literatur manipuliere den Menschen?

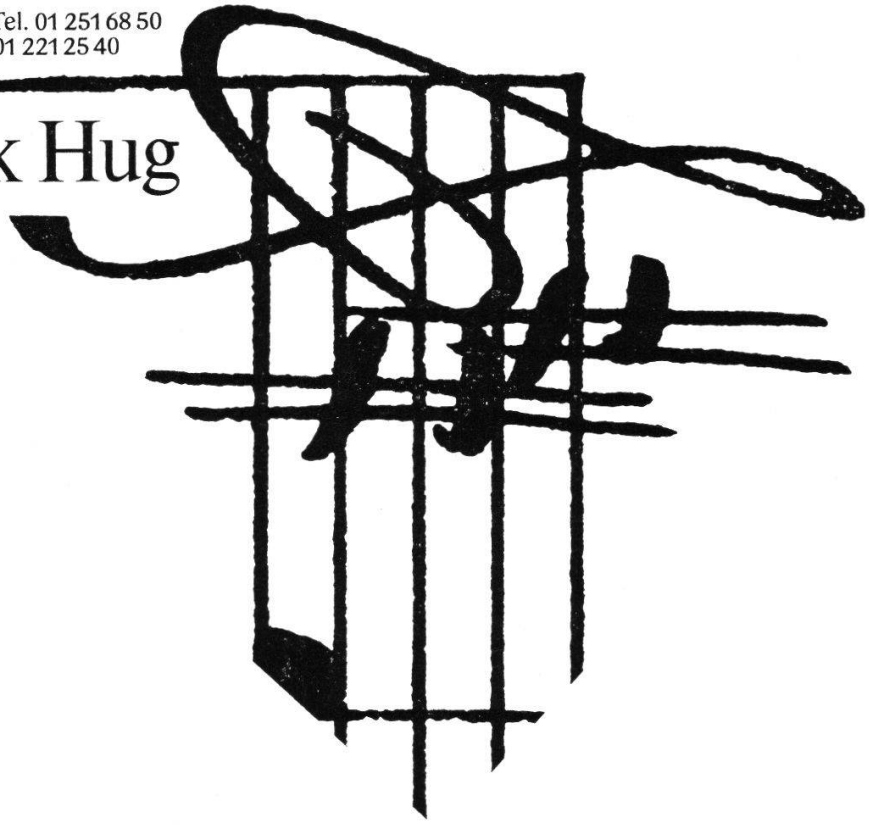
Sagen Sie lieber: sie setzt ihn frei. Auf kurze Zeit zwar geht man lesend sich selber verloren, wird hineingezogen in den Wirbel des Buches, in die Einöde, die Grossstadt, das Bergtal, und ich will nicht abstreiten, dass man unterzugehen droht. Aber wenn man zurückkehrt, ist man (falls das Buch etwas taugt, falls der Leser etwas taugt) ein Stück näher bei sich selbst. *«Literatur sollte anderen Mut machen zu ihren Erfahrungen»* – so direkt, ohne Umschweife fordert es Christa Wolf.

Überhaupt könnte ich Ihnen noch viele schöne Zitate liefern; ich habe früher einmal Sätze über das Lesen in ein Heft geschrieben (gibt es einen Autor, der nicht selbst ein leidenschaftlicher, ein begabter – wenn auch oft ein ungerechter Leser wäre?), aber das habe ich längst aufgegeben. Nur einen Satz, einen ausserordentlichen, zum Schluss. Ein Buch, so Franz Kafka, müsse die Axt sein, *«das gefrorene Meer in uns zu spalten»*. Das ist kein Satz, sich behaglich dahinter zu verstecken, keiner, den man so leichthin für sich in Anspruch nehmen kann. *«Das gefrorene Meer»* – welch

gewaltiges Bild, gezeichnet von einem Verletzlichen und Starken, aus einer Zeit, da Kälte- und Eismetaphern noch nicht auf Hauswänden und Buchtiteln standen. Dass es sie heute in einer schon modeverdächtigen Vielzahl gibt, ist kein Grund, sie nicht zur Kenntnis und nicht ernst zu nehmen. Und falls es der Literatur gelänge, etwas von dem, was offenbar viele als Erstarrung, als Eis in und um sich erfahren, zu zerschlagen oder zu schmelzen – dann hätte ich nicht umsonst so lange in ihrer Nähe gelebt.

Seit 175 Jahren sind wir in der Musik zu Hause. Und seit 175 Jahren ist die Musik bei uns zu Hause. Musik Hug 1807-1982

Zürich, Basel, Luzern, St. Gallen, Winterthur, Solothurn, Genève, Lausanne, Vevey, Sion, Neuchâtel, Lugano

Zürich, Limmatquai 26-28, Tel. 01 251 68 50
Zürich, Füsslistrasse 4, Tel. 01 221 25 40

Musik Hug